

3. Capitel.

Polbedings home.

Seitdem Polbeding in der Stadt der Farben- und Mostertöpfe Bürger geworden ist (6. August 1876), hat er dreimal sein Heim gewechselt. Zuerst wohnte er Alexanderplatz 7, dann Shadowstraße 17, darauf Königsallee 17, endlich (seit Aug. 1892) Königsallee 6, wo er, wie er sagte, auch sterben wollte.

Hier, im Herzen der wegen ihrer vornehmen Schönheit vielgepriesenen Stadt, hatte er sich behaglich eingerichtet.

Er bewohnte die erste und zweite Etage des dreistöckigen Hauses, dessen Parterreräume als Ladenlocale vermietet sind.

Vom geräumigen Balkon aus schaut er über die prächtigen Kastanienreihen der Königsallee, vor ihm blühen und grünen wohlgepflegte Anlagen, in deren Mitte der plätschernde Zierbrunnen, dahinter grüßt das wohlbekannte Wein- und Austern-Restaurant Thürnagel, in dessen Chambres séparées die Cavallerie-Officiere „tolle Sachen“ erleben und zuweilen soviel silberne Schüsseln zerschlagen, daß eine Frankfurter Silberfirma fortwährend mit Reparatur-Aufträgen versehen ist; dann streift der Blick über den Corneliusplatz, an den sich der Hofgarten reiht, die Zinnen des Stadttheaters ragen drüben empor, weiter rechts hebt sich die weiße Marmorgruppe des Kriegerdenkmals vom grünen Hintergrunde ab, und dieses vielgestaltige Bild lag immer vor seinen Augen ausgebreitet.

Er stand auf des Balkones Zinnen
Und schaute mit vergnügten Sinnen,
Und sprach zu seiner Nachbarin:
Dies hier ist meines Himmels Halle
So lang die Dummen noch nicht alle,
Gestehe, das ich glücklich bin!

Auch in geschäftlicher Beziehung war die Lage des Hauses gut gewählt.

Hier befand sich B. nur wenige Minuten von der Altstadt, wenige Schritte von dem Ausgangspunkt der verkehrsreichen Shadowstraße, dem Shadowplatz entfernt, auf dem die denkwürdige Büste steht, von welcher die Düsseldorfer Stadtväter im vorigen Jahre die kostbare Patina abtragen ließen, weil die Mehrzahl unter ihnen meinte:

„Unsere Patina ist
Sozusagen Taubenmist!“ — — —

Doch treten wir ins Haus Volbeding ein!

Keine Spur von verflüchtigtem Aether, von Carbol oder Jodoform dringt uns entgegen, nichts verräth, daß wir das Heim eines Arztes betreten. Dagegen haben uns mehr oder minder liebliche Küchenkünste umfungen.

Indem wir den Treppenaufgang zu gewinnen suchen, stolpern wir über halboffene Kisten, woraus Weinsläichen mit silbernen oder goldenen Halskrausen hervorlugen. Links an der Wand stehen ein- und zweisitzige Fahrräder, 6—8 an der Zahl.

Der Corridor ist mit Kokošmatten belegt, die Treppe mit Linoleum.

Vom ersten Treppenabsatz aus gelangt man in den Anbau, der Küche und Speisekammer enthält, zwei Räume, die hier eine ganz bevorzugte Rolle spielen.

Ein Plakat zeigt den Patienten an, daß sie sich in der Küche (!) zu melden haben, von wo aus sie in die beiden straßenwärts gelegenen Zimmer der ersten Etage verwiesen werden.

Diese Räume, von denen der größere sich zum Balkon öffnet, sind nicht nur Wartezimmer, sondern gleichzeitig Eßzimmer und „Salon“.

Der Salon wird nur für „bessere“ Patienten als Wartezimmer hergegeben, das Gros derselben muß in dem größeren Eßzimmer warten.

In jedem der beiden Zimmer erblickt man u. a. ein Instrument, im Eßzimmer ein Pianino, im Salon ein Steinway-Flügel — früher war noch ein Harmonium zur Stelle, das aber anderswo untergebracht werden mußte, da der Platz zu eng wurde.

Wenn man will, kann man also diese Zimmer auch — Musikzimmer nennen.

Wer nun in diesen Räumen darauf wartete, geschöpft — pardon geheißt zu werden und unterdeß ein wenig Umschau hielt, dem mußte die unbeschreibliche Unordnung auffallen, die das Interieur erfüllte. Nicht die beabsichtigte malerische Unordnung, ein wüstes Chaos umgiebt den Beschauer. Die wenig großen Zimmer sind außerdem mit Möbeln überladen. Hier fehlt die Hand der verständigen Frau; die Hausdamen, die nacheinander und oft nebeneinander über Haus und Bewohner ihr Scepter schwangen, haben eine Dame des Hauses nicht erjezt.

Die Möbel, auch das Pianino, sind aus Eichenholz, die Sitzgelegenheiten zahlreich, an Portieren, Teppichen, Decorationen ist nichts gespart.

Auf dem schweren eichenen Buffet, auf dem Consol stehen und liegen in wirrem Durcheinander, Nippes, Prachtbände, Luxusgegenstände, Noten, halbgeleerte Flaschen und — auf Crystallschaalen: candirte Früchte, Bonbons, Cafés, Ananas, frisches Obst, wie die Saison es bietet, Erdbeeren, Pfirsiche und (fertig geschält und zurechtgeschnitten!) Äpfel und Birnen!

Eine besondere Vorliebe hatte der Hausherr für Compots. Stets stand eine Schaal davon im Wartezimmer bereit. Seiner Bequemlichkeit Rechnung tragend, war der Löffel hineingesteckt. Eines Desserttellers be-

durfte es nicht. Der Herr Doctor nahm die Schaafe unter den Arm und aß sie leer.

Vor dem fast ununterbrochen brennenden Gasofen jah man meist abgenagte Geflügelnöchen — Ekreite von den Kindern des Hauses, wie Volbeding seine zwei verhätschelten Ring Charles-Hündchen nannte.

Im Salon fesselten außer dem Steinway-Flügel ein Cheminée in schwarzem Marmor, mit Bronzeleuchtern und Majolikavasen geziert, den Blick. Den Boden deckte ein Smyrna und trogalledem — nirgends jah das Auge wahrhaft Künstlerisches oder vollendet Schönes.

Wenn man dagegen beim Durchschreiten der Zimmer über einen Haufen schmutziger Wäsche fiel, oder einige Duzend Paar gereinigter Schuhe und Stiefel fand, so mochte man sich daran erinnern, wo man war.

Wüste Unordnung und Unsauberkeit allenthalben, starrer Schmutz an den Orten, die auch die Fürsten unbegleitet aufsuchten.

Außer den straßenwärts gelegenen hatte die erste Etage zwei rückwärts gelegene Räume, das Sprechzimmer und einen Raum, in dem in letzter Zeit die Apotheke installiert war.

Volbedings Sprechzimmer, die Werkstatt, bot der Neugier wenig. Ueber sah man die umherliegenden Kragen, Manschetten, Handschuhe, so gewahrte man nichts als Tisch und Stühle, einen Mantelstock, an dem ein federleichter, echt türkischer Schlafrock des Paschas hing und den Schreibtisch, zu dessen Linken früher ein Kasten mit fertigen Arzneien stand, während auf der rechten Seite eine grüne Gardine indiscreten Blicken wehrte.

Das Schreibmaterial verrieth Massenbetrieb. Oft wurden Morgens 30 bis 40 Bleistifte, 20 bis 30 Stück Federhalter bereit gelegt. Abends waren die meisten verschwunden!

Trotz der peinlichen Gewissenhaftigkeit, womit wir bei unserer Beschreibung zu Werk gehen (wir hoffen, daß dies selbst von den Gegnern solcher Publikationen anerkannt wird), hätten wir beinahe eines wichtigen Möbels im Sprechzimmer vergessen, — wir meinen das — Schlaf-sopha.

„Na, aber Verehrtester, das können sie wieder zurückschieben, oder glauben Sie, es sei so außergewöhnlich, im Sprechzimmer eines Arztes ein Sopha anzutreffen?“

Nein, freundlicher Leser, aber mit dieser Ruheottomane hat's eine eigene Bewandniß.

Im weiteren Verlauf unserer Darstellung stellen wir die Behauptung auf, daß Untersuchungen in der Praxis Volbedings so gut wie niemals stattfanden. Dies Ruhesopha kann wider uns zeugen!

Auf seinen Polstern sollen Untersuchungen von einer Gründlichkeit vorgenommen worden sein, daß den Untersuchten darüber Hören und Sehen verging!

Eigenthümlicherweise waren es stets Patienten weiblichen Geschlechts, welche vom Herrn Doctor durch eine solch intime Untersuchung vor ihren männlichen Leidensgenossen bevorzugt wurden. Ebenso sonderbar ist es,

daß der Homöopath bei diesen Experimenten keinen seiner sonst unentbehrlichen Helfershelfer nöthig hatte.

„Nicht Heiliges ist mehr auf Erden,
Es lösen sich alle Bande frommer Scheu.“

Wir trennen uns von dem Sopha des Homöopathen, um unsere Inspection schnell zu beenden.



Die Zimmer der zweiten Etage waren Gott Morpheus geweiht. Hier verbrachte Volbeding „die Nacht, die schönere Hälfte des Tages“. Ueber dem Schlafzimmer lag sein Schlafzimmer, daneben pflegte die jeweilige Repräsentantin der Ruhe.

Der arme Volbeding wurde nämlich selbst sehr häufig und vorzüglich in den Nachtstunden von Anfällen heimgesucht, welche sich auf homöopathischem Wege nicht beilegen ließen.

Auch der Arzt, „Hilf Dir selber“ konnte hier nicht angewandt werden.

Deshalb hatte er es eingerichtet, daß die Hausdame in unmittelbarer Nähe schlief und ihm in diesen kritischen Stunden hülfreich beispringen konnte.

Seine Erfahrungen bewiesen ihm, daß diese Zustände durch die Hingebung einer liebevollen Pflegerin am besten zu beseitigen waren. —

Das dritte Zimmer der zweiten Etage galt als Fremdenschlafzimmer, das letzte über der Apotheke als Badezimmer; als solches war es mit Sitz- und Bannenbad, mit Ruder- und Turn-Apparaten für Hausgymnastik ausgestattet.

Die Bettwäsche zeigte Spitzen und Stickereien, Plumeaux und Decken hatten seidene Ueberzüge.

Verlassen wir das Allerheiligste! —

Gleich den Wänden der Zimmer sind, wie wir abwärts steigend bemerken, Corridore und Treppenhaus mit Oelgemälden geschmückt.

„Leben und Leben lassen“, hieß es im Hause Volbeding, da fiel auch für die Düsseldorf'schen Pinseler etwas ab. Die Gemäldegallerie war aber mehr umfangreich, als werthvoll. Systemlos hingen die Bilder in schmalen und breiten, selten echten Rahmen umher. Die meisten haben gar keine künstlerische Bedeutung, alle sind weit über den Werth bezahlt.

Wie tausenderlei Dinge, so kaufte Volbeding die Bilder aus Laune, zuweilen, um den Kunstförderer zu spielen, vielleicht auch einmal, um als guter Kerl einem armen Teufel aus der Verlegenheit zu helfen.

Gern ließ er seine Geliebten porträtiren, damit sie ewig bei ihm seien. War aber ihr Zauberbann gebrochen, hatte ihr letztes Stündlein geschlagen, was oft sehr schnell geschah, so wurden auch die Bilder ausrangirt.

Aus den Augen, aus dem Sinn!

Die Gallerie dieser schönen Frauenköpfe liegt auf dem staubigen Speicher. Wer die Leporello-Liste genauer studiren will, möge die Mari-

tätensammlung sich ansehen. Dort im Verschlag des Packers und des Hausknechtes blickten sie wehmüthig von der Leinwand herab, sie, die Verbannten, die einst seinem Herzen theuer waren.

Das ist das Loos der Schönen auf der Erde.

4. Capitel.

Monsieur sans gêne.

„Ria, Ria, Kethe, Rock,
„Yoreck, Yeroek,
„Ludewyck, Ludewyck,
„Wo ist denn mein Ludewyck?“

Wer diesen Singsang — der Sänger war Volbeding — zum ersten Mal erschallen hörte, mußte glauben, in ein Tollhaus eingedrungen zu sein.

Den Hausgenossen war's der wohlbekannte Appell zum Auftreten.

Der Doctor rief dadurch sein Personal herbei. Ria war Maria, Sia war Sophia, Kethe war Margarethe, Rock oder Yoreck und Yeroek galt dem einen dienstbaren Geist Georg, und Ludewyck hatte er einen jungen Rumänen getauft, der als Fallsüchtiger zu ihm kam, und ihm devot den Fuß küßte, als er die Medicin empfangen hatte.

Das gefiel Volbeding, er bot dem armen Teufel auch den anderen Fuß zum Kuß und hielt ihn in seinem Dienst.

Die Herren Beamten führten das Beiwort Hund. Hunde=B. war Bisser, Hunde=R. war Roennecke u. s. w. Toni wurde Honi=Toni genannt; war's Wetter dagegen trübe, hörte man wohl durch's Treppenhause schreien: „Madame, räumen Sie Ihr Schlafzimmer auf, Sie haben Ihren . . . stehen lassen!“

In solchen bösen Stunden theilte Volbeding den Hausknechten Ohrfeigen, und in der Küche Schimpfworte aus, die sich nicht wiedergeben lassen. Ein paar Stunden später schenkte er den Geprügelten Zehnumarkstücke und vertrug sich wieder mit ihnen.

Im vorletzten Heim, Königsallee 17, hatte er als Hausgenossen den Regierungsrath M . . . Tobend und scheltend steht Herr Doctor auf der Treppe, als Herr Rath sich zum Bureau begeben will. „Verfl. . . . Saubande, alte H“, „Morgen Herr Rath“, „Stinkiges Weibervolk, faule!“

Ein Morgengruß in Paranthese.